



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Krause, Gustav: Aus dem Quartier Latin.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nutzung überwiesen wird. Die Wunder werden nicht aufhören. Das Staatsschiff, was bisher auf einer Sandbank festgesehen hatte, wird flott werden und einem Ziele zusteuern, das man sich nicht schöner wünschen kann. Mit einem Worte: man wird sich wohler befinden als jemals. Während da und dort in den Köpfen solche Phantasieen spuken, geht die Weltgeschichte ihren stillen und sichern Gang. Sie, die die Thaten der Vergangenheit verzeichnet, bestimmt auch die Aufgaben der Zukunft. Wir führen nur aus, was sie diktiert. Und so lautet ihr Gebot für die künftige Zeit: Höher- und Weiterbildung der Volksmasse. Der moderne Staat, dem keine patriarchalische Reminiscenz mehr anklebt, hat seinen Bürgern zwar gleiche Rechte verliehen, kann ihnen aber nicht Mann für Mann die Mittel an die Hand geben, diese Rechte in Anspruch zu nehmen. Der mit besserer Bildung Ausgerüstete wird daher den Kampf ums Dasein, die Konkurrenz, besser überstehen, als der schlecht Unterrichtete, dem die Waffe fehlt, mit der der Kampf geführt wird. Nur das erhöhte Bildungsniveau der Massen kann das sociale Uebel mit der Wurzel ausrotten, weil die mit höherer Bildung verbundene größere Erwerbsfähigkeit auch die Unbemittelten in den Stand setzt, etwas vor sich zu bringen. An eine Zurücknahme der Freiheiten, die der Staat gewährt hat, ist nicht zu denken und es muß daher auf dem betretenen Wege vorwärts gegangen werden. Das Erstarken und die Rührigkeit der socialdemokratischen Partei ist aber ein Zeichen, daß wir auf diesem Wege erst eine kurze Strecke zurückgelegt haben. Gehen wir also vorwärts! Es gilt die Zukunft unseres Volkes, des deutschen Reiches!

Dr. D. Zacharias.

## Aus dem Quartier Latin.

Paris, im Februar 1874.

Sofern sich Jemand eine recht lebhafteste Illustration zu der von den Franzosen mit gar viel schönen Worten angestrebten Regeneration vor Augen führen will, mag er nur das Quartier Latin, das Daheim des Pariser Studenten, eines Besuches würdigen, um sich zu überzeugen, daß unsere strebsamen Nachbarn bei der ihnen so eigenthümlichen Begriffsverwechslung irthümlich dem obengenannten, sehr richtigen Worte nur eine unrichtige Vorsilbe beigelegt haben und vielmehr nach wie vor unerschütterlichen Muthes der Degeneration entgegensteuern wollen. Während bei uns der junge akademische

Staatsbürger die Hoffnung und den Stolz des Vaterlandes bildet und in der besseren, wohlstandigen Gesellschaft eine durchaus geachtete Persönlichkeit ist, erfreut sich dagegen der französische Student — der Hauptstadt wie der Provinz — eines höchst zweifelhaften Ansehens und bleibt von wohlgefitzten Familien- und Gesellschaftskreisen völlig ausgeschlossen, — und dies, wie uns scheinen will, mit Recht.

Wir möchten hieran eine Bemerkung anknüpfen, die uns eine mit deutschen Verhältnissen oberflächlich bekannte, hochgestellte Französin gelegentlich zu machen die Gewogenheit hatte, nämlich, daß der deutsche Student ein Raufbold sei und vor allem die ganz unerträgliche „mauvaise habitude“ an sich trage, sich durch die unglaublichsten Quantitäten Bieres zu „bekneipen“. — Brrr — fügte sie mit innerem Schauer hinzu. Gut. Vergleichen wir doch einmal. Der deutsche Student, das können wir nicht läugnen, verwendet manchen Vor- und Nachmittag auf die Erlangung der größtmöglichen Geschicklichkeit, seinem Kommilitonen das Antlitz durch eine geschickt durchgezogene Quart zu zerfetzen, weil dieser Musensohn ein anderes Band trägt, als er selbst. Der deutsche Student, auch das lassen wir gelten, verwendet nicht minder gar manchen Abend zum eingehendsten Studium des merkwürdigen Naturphänomens, daß — der „Alffe“ einen „Kater“ erzeugt, und obwohl der durch dieses Darwin'sche Rassen-Veränderungs-Experiment hervorgebrachte moralische oder physische Jammer — nur mit unsäglich Mühe durch ein Mitglied des Amphibienreichs, den sauren Hering, wieder gebannt werden kann, so ist unser Jünger der Wissenschaft in der wiederholten Beobachtung seiner merkwürdigen Erscheinung doch nicht zu ermüden. Aber das Alles ist doch nur die Außenseite des äußerlichen Treibens unserer Studios und die unschädlichen kleinen Ausbrüche studentischen Uebermuths sind immerhin nur der Ausdruck einer gesunden, überquellenden Kraftfülle, die mit dem ungesunden, schlaffen französischen Studentengeiste sehr scharf kontrastirt. Neben alledem aber zieht ein wahrhaft idealer Zug durch das Leben unserer studirenden Jugend, ein Zug, der in dem — ob auch vielfach angegriffenen — Verbindungswesen zum Ausdruck gelangt. Hier im engeren Bunde fühlt sich der Student in einer durch Freundschaft, Treue und gesellige Tugenden zusammengeketteten Familie, der er sich mit ganzer Wärme hingiebt. Diese Familie ist die Pflanzstätte eines kräftigen Gemeingeistes, einer guten Disciplin, der auch französische Blätter ihre Anerkennung nicht versagt haben; diese Familie ist die Pflegerin nationalen Geistes, die zugleich gemahnt, für den Dienst des Vaterlandes die geistigen, wie die körperlichen Kräfte zu stärken; diese Familie ist der akademischen Jugend die Verkörperung der idealen Güter der Freundschaft und humaner Gesinnung.

Von alledem ist beim französischen Studenten keine Rede: geschlossene akademische Corporationen kennt er nicht, denn die französische Charaktereigen-

heit, nach der überall das einzelne Individuum zur vollen Geltung gelangen will, gestattet ein gewissermaßen entsagendes Aufgehen im Ganzen, in der durch Freundschaftsbände zusammengefügtten Gemeinschaft, nicht. Jeder zieht eben seinen eigenen Weg, und vergeblich suchen wir nach jenem imponirenden Gemeingeist, nach jenem chevaleresken Hauch, der das deutsche Studentenwesen durchweht, nach jenem tiefsinnigen Hang zur Freundschaft, zu treuem Aneinanderschließen; vergeblich auch nach jenen harmlosen Freuden, die selbst den verpönten Trinkgelagen und Bierreisen einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Unsere französische Freundin hat allerdings Recht, wenn sie behauptet, daß ihre studirenden Landsleute, obwohl sie nicht gerade den Mäßigkeitsvereinslern zuzählen, doch nicht entfernt die Bierverteilungsfertigkeit eines deutschen Studenten erreichen, auch nicht die Gewohnheit haben, sich gegenseitig die Gesichter zu zersehen. Der französische Student allerdings „paukt“ nicht, und wenn er überhaupt eine Ahnung von der Fechtkunst hat, so kennt er gewöhnlich nur das Floret, — denn der Romane, man verzeihe diese wissenschaftlich längst verworfene allgemeine Bezeichnung, der Romane sticht; während der biedere Deutsche mit besonderer Vorliebe haut. Indessen kennt die Schule der sogenannten „adresse française“ noch einige andere Kunstfertigkeiten, z. B. die, mit der Faust einen überraschenden und betäubenden Hieb ins Gesicht, oder mit dem Fuß, insbesondere mit dem Hacken einen vernichtenden Tritt gegen den Unterleib des Gegners zu führen, welche Fertigkeit uns für einen „gentleman“ immer einigermaßen unziemlich hat erscheinen wollen.

In die Verlegenheit, einen Waffengang für die Couleur oder ein platonisch geliebtes „Gretchen“ machen zu müssen, kann der gallische Student überhaupt so leicht nicht gerathen; hiergegen schützt er sich von vornherein, indem er keiner Couleur gehört, und den Gegenstand seines Herzens in Gestalt einer „Illegitimen“ in seine unmittelbare Nähe, d. h. in seine vier Pfähle versetzt. Wir berühren hier eine Sitte, die nicht allein unter den Studenten der Hauptstadt, sondern auch unter denen der Provinz, die im Ganzen einen getreuen Abklatsch ihrer Kollegen aus dem Quartier Latin bilden, ziemlich allgemein ist. Der studirende Jüngling hat eine beständige Genossin seiner Studien, seiner akademischen Freuden und Leiden, eine „étudiante“, die seinem Haushalte vorsteht. Freilich giebt es noch eine andere Species, eine Art Halbstudентinnen, die dem Stande der „Grissetten“ angehören und sich als ehrbare Handschuhmacherinnen, Näherinnen, Plätterinnen, Stickerinnen und andere auf „innen“ ausgehende Ewastöchter thätig erweisen, ihre arbeitslose Zeit aber dem liebebedürftigen Musensohne widmen. Mit der étudiante oder Grissette speist der Student zu Mittag und zu Abend in einem Restaurant, in welchem er mit seiner Pseudo-Gemahlin zu ermäßigtem Preise abonniert ist; nachdem auch der obligate „mazagran“ gemeinschaftlich eingenommen, tritt, je nachdem Luna sich im abnehmenden oder

zunehmenden Viertel bewegt, eine Heimwanderung in die Häuslichkeit oder ein Besuch des Theaters, eines Konzerthauses oder eines Kaffees ein, in welchem letzterem dann die Frau Studentin das Vergnügen genießt, dem Herrn Studenten beim Piktenspiel zuzusehen oder auch wohl selbst ihm ein Parteehen abzugewinnen. Das klingt wohl alles so weit recht schön, — aber wie? — Fragen wir nun unsrerseits die französische Freundin mit innerem Schauer, das ist das Ideal des französischen Studenten, des Jünglings, seine Jugendkraft auszuschwelgen in den Umarmungen einer — Dirne? Und solchen Zuständen drückt man den Stempel der Legitimität auf, indem man sie öffentlich besingt und beklatscht! Wahrlich solchem Skandal gegenüber könnten wir nur wünschen, daß unsere akademische Jugend auch ferner „die schlechte Gewohnheit“ beibehalten möge, ihre Vollkraft und ihren Uebermuth auf dem Fechtboden und beim Trinkgelage auszutoben: wir würden damit immer noch von zwei Uebeln das kleinere wählen.

Doch blicken wir noch weiter um uns: Wir verlassen den Familienkreis des Studenten und statten den Kaffees des Quartier Latin, d. h. nur den von Studirenden frequentirten, einen Besuch ab. Unter den vielen Etablissements dieser Art wählen wir ein solches, in dem wir weniger den vornehmen Musensohn mit seiner „étudiante“ als vielmehr eine andere Art von Studenten antreffen, die ihre Gunst nicht einseitig gefesselt halten. Treten wir also, gleichviel in welches, in das Kaffee „zum jungen Frankreich“. Bedeutungsvoller Name! Doch bedauernswerthes junges Frankreich! Wildes Kreischen schallt uns entgegen; die eine Hälfte der Insassen repräsentirt sich uns als Studenten und sonstige jüngere und ältere Schwärmer! die andere aus schon tiefer stehenden Grisetten und der eigentlichen Halbwelt bestehend, die meist ehedem auch einmal „Studentinnen“ waren, nunmehr aber, nachdem der frühere Geliebte aus dem Musentempel ins praktische Leben sich eingeschifft hat, ihrer Selbständigkeit zurückgegeben sind. Das Bild ist sehr lebhaft: Hier am Eingang sehen wir zwei Damen sitzen, die sich augenscheinlich schon in höheren Semestern befinden, eine Partie Piktet mit einander spielend und ihre Cigarette rauchend, — wir haben hier vor uns den eigentlichen Typus der femmes émancipées; daneben eine noch jüngere Grisette, sehr eifrig über einem Roman studirend; nicht fern hüpfen mehrere, nach Art der Kunstreiterinnen mit Tricots und kurzen Röckchen phantastisch ausgestattete Gestalten herum, die sich der besonderen Gunst der Musensohne zu erfreuen scheinen; dort treten uns zwei in Mannskleider gesteckte Frauenzimmer, das Spazierstöckchen in der Hand, die Cigarette dampfend im Munde, keck entgegen, und wir sehen sie die Rolle männlicher Begleiter zwei ihrer Genossinnen mit gutem Erfolge nachahmen; zur Abwechslung tönt aus einer Ecke krächzendes Geschrei heraus; denn eine junge, hübsche étudiante hat eine etwas ältliche Angehörige der Halbwelt

tödtlich beleidigt, indem sie ihr „quinze ans de service“ vindizirte, und unter einem wahren Hagel der delikatesten Grobheiten, welche die beleidigte Weltliche in sittlicher Entrüstung auf sie herabschleudert, sieht sie sich genöthigt, sich unter dem Schutze des Herrn Gemahls aus dieser niedrigen Sphäre in die Salons der ersten Etage zurückzuziehen. Quel sale métier de servir ces femmes-là“, seufzt der Wirth uns und einige neben uns sitzende Gäste an. Bei alledem sehen wir, nach französischer Sitte, am Büffet thronend sitzen die Mutter mit ihrer Tochter, einer ansprechenden jungen Blondine; die Mutter schweigend die Hände im Schooß, die Tochter mit der Führung des großen Buches und der Einkassirung der Gelder beschäftigt, dann und wann mit klassischer Ruhe einen Blick werfend, auf das wilde Treiben, mit der gleichgiltigsten Miene aber sich wieder abwendend, als ob all die zahlreichen Boten und das tolle Gebahren eindrucklos an ihr abprallten. — Bedauernswerthes Wesen, magst Du dir die Reinheit des Gemüths in diesem Pfuhle von Gemeinheit bewahren können? — Besonders beneidenswerth ist uns überhaupt die Stellung der Frau resp. der Tochter eines französischen Restaurant- oder Kaffee-Besizers niemals vorgekommen.

Ein Spaziergang den Boulevard St. Michel hinunter läßt auch keine wesentlich erhebenderen Betrachtungen zu. Während auf den großen Boulevard des rechten Seine-Ufers sich die Halbwelt noch mit einer gewissen anständigen Zurückhaltung bewegt, sehen wir sie hier mit der freiesten Ungehirtheit auftreten und sich durchaus nicht entblößen, in ihren Mannskleidern, in ihren Tricots und anderen Phantasielokosten zum Horror aller Wohlgeitteten mit frivolster Ungebundenheit auf dem Pavé aufzutreten und lärmend von einem Kaffee zum andern zu ziehen. Uebrigens unterstützen die akademischen Republikaner die Studentinnen und Ex-Studentinnen nach Kräften, um dem anständigen Spaziergänger möglichst lästig zu fallen, indem sie gar häufig, mit ihren einjährig-freiwilligen Kommilitonen in der Mitte, in langen Reihen die Breite des Trottoirs einnehmend, singend und schreiend die lange Straße herauf- und herunterziehen, der gesetzlichen Autorität in der Gestalt zweier Stadtsergeanten nur die Achtung erweisend, daß sie vor ihnen ihre Reihen öffnen, um sie hinter ihnen wieder zu schließen. —

Wir würden eine höchst mangelhafte Vorstellung von dem Treiben im Quartier Latin und den Lustbarkeiten des linken Seine-Ufers haben, wenn wir nicht auch dem sogenannten Studentenball im Jardin Bullier die Ehre eines Besuchs zu Theil werden lassen wollten. In dieser Absicht den Boulevard St. Michel in südlicher Richtung verfolgend, gelangen wir auf den Carrefour de l'Observatoire und werden hier durch eine reiche Gasbeleuchtung, die wir an einem Gebäude zur Linken des Platzes bemerken, durch zahlreich

vorfahrende Droschken und ein lebhaftes Ein- und Ausdrängen sehr schnell bedeutet, daß wir uns am Zielpunkte unseres Weges, dem Jardin Bullier oder der Closerie des Lilas befinden. Nur wenige Schritte entfernt, macht sich der Marschall Ney, auf nicht allzu hohem Postamente stehend, bemerkbar: mit geschwungenem Schwerte und weit geöffnetem Munde scheint er zum Kampfe aufzurufen, doch dürfen wir die nicht ganz ungerechtfertigte Vermuthung aussprechen, daß er bei den Tapfern der Closerie des Lilas auf keine sehr erfreuliche Gegenliebe zu rechnen hat. Den Gelehrten der gleichfalls vor uns liegenden Sternwarte überlassen wir es, inzwischen den Jupiter und seine Trabanten zu beobachten; wir dringen festen Muths auf Venus und ihre Satelliten ein, die auf der so hochwichtigen Linie des Meridians von Paris, den die Weisen des Observatoire durch den Jardin Bullier gelegt haben, ihr nächtliches Licht leuchten lassen. — Ein weiter, durch Säulenreihen in drei Abtheilungen getheilte Saal empfängt uns; seine im Sommer offene Gartenseite ist jetzt wegen der rauheren Jahreszeit geschlossen. Die Musik intonirt soeben, bricht aber sogleich wieder ab: es war nur die Aufforderung zum Tanz. — Was aber klang da an unser Ohr? — Seltsame Frage. — Was kann's wohl anderes gewesen sein als eine Quadrille von Strauß. Ja, Strauß, unsterblicher Name! und Offenbach nicht zu vergessen, diese Perle der Tonkunst, dieses Wunder der Acclimatisation einer deutschen Pflanze auf französischem Boden. Ja, Offenbach und Strauß, über die die Musen sichtlich die Schürze ihrer Gunst gebreitet haben, sind die himmlischen Lieblinge aller derer, die mit dem Sonntagecylinder auf dem Denkerhaupte und Karolinen am Arme, sich in den berausenden Strudel der Tanzlokale zu stürzen pflegen. Doch wir fügen all den niedlichen kleinen Töchtern der Justiz-, Kommerzien-, Bau- und anderer Rätthe und Nicht-Rätthe schweres Unrecht zu, denn auch ihnen zittert ja da das Füßchen, wenn sie nur einen Strauß'schen Walzer von ferne hören, und nichts geht ihnen über das göttergleiche Vergnügen, als in den Armen des vermuthlich Zukünftigen nach der Melodie des unsterblichen Meisters wiegend und schmiegend den Saal zu durchhüpfen. Ja, das ist himmlisch! Und beneidenswerth ist dieser Glückliche aller Sterblichen, der unter allen Himmelsstrichen einer gleichen Vergötterung sich erfreut, an der Seine wie am Rhein, an der trüben Spree, wie an der schönen blauen Donau, bis in die Eisgefilde Rußlands. Nur eins ist uns bisher immer ein Räthsel geblieben, daß die Musiker, sowie die Besitzer öffentlicher Tanzlokale im Uebergenuß Strauß'scher und Offenbach'scher Elixire nicht, von einer Hirnerweichung ergriffen, einem frühzeitigen Tode entgegenstehen. Offenbar bleibt hier der philosophischen und pathologischen Untersuchung noch ein tiefes psychologisches Räthsel zu lösen. Aber still! Was reden wir von Philosophie in Terpsichore's heiligen Hallen! — Die Paare sind bereits angetreten und

haben sich nach der Einrichtung des Saales in drei Abtheilungen formirt; die Musik hebt wieder an, und sogleich entsteht ein wahrhaft fieberhaftes Durcheinanderwirbeln, ähnlich wie wir das auch bemerken, wenn Jemand mit einem Stock in einen Ameisenhaufen fährt. — Studenten, auch feinere Handwerker, Handelsbesliffene, Studentinnen, Grisetten, Halbwelt, selbst ehrbare Bürgerstöchterchen, alles hüpfet und springt hier in voller Gleichheit und Brüderlichkeit durcheinander, und wir können nicht umhin zu gestehen, daß wir bei der dem weiblichen Geschlecht in Frankreich eigenen Grazie, nur die geschicktesten und elegantesten Bewegungen, begleitet von ebenso ansprechenden Gesten, ausgeführt sehen, — Bewegungen und Gesten, die freilich nicht immer den Regeln der Decenz angepaßt sind. Treten wir sogleich zu einer nahen Gruppe, die sich um ein vis-à-vis von zwei niedlichen, schwarzäugigen Studentinnen und ihren weniger niedlichen Beschützern desselben Standes gesammelt hat. Die Schönen wissen einigen Sinn in ihre graziosen Evolutionen zu legen: mit neckischer Anmuth geben sie durch symbolische Bewegungen und zarte Blicke ihren wechselseitigen Vis-à-Vis ihre Gunst zu erkennen und scheinen hierdurch die Eifersucht ihrer Geliebten erregen zu wollen; diese lassen sich jedoch durchaus nicht in Harnisch bringen, sondern empfangen sehr willig die Huldbezeugungen ihrer schönen Gegenüber. Darüber werden natürlich diese ihrerseits aufgebracht und geben durch eine sehr drastische Fußbewegung zu verstehen, daß sie ihre Geliebten von sich weisen; folgen nun einige kältere dos-à-dos, eine eiskalte *révérence* und andere Symptome des Gefrierpunktes, bis eine *ronde* ein Ineinanderschließen der Hände veranlaßt, und ein warmer Druck die sibirische Kälte zum Thauen bringt: mit voller Gluth fliegen die Blicke in einander und die Versöhnung ist wieder hergestellt. Diese Art des symbolischen Tanzes sehen wir in mehr oder minder gelungener Weise sich fast bei allen Paaren insceniren. Indessen tönt uns lebhaftere Heiterkeit aus einer andern Gruppe herüber, und wir betrachten dies als eine Aufforderung, uns ihr zu nähern: Eine rothbäckige, weibliche Gestalt von staunenswerther Korpulenz zwingt ihre massiven Gliedmaßen zu den tadellosesten Evolutionen und die etwas derbe Symbolik ihrer Bewegungen dient ihren Zuschauern zur besonderen Belustigung; ihr jugendlicher Kopf scheint durchaus nicht zu der Gestalt jenes Abts zu passen, von dem es heißt: „drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht — ihres Standes nach sind wir geneigt, sie für eine mitfühlende Hebe zu halten, die lechzenden Kehlen Nektar spendet. Ihr Galan, der uns nach dem Kolorit seiner oberen Extremitäten als Vertreter des überseeischen und Binnenhandels erscheint, tritt in das Verhältniß mikroskopischer Winzigkeit zu diesem Kolos, und die pausbäckige Hebe schaut denn auch mit übertriebener Mütterlichkeit auf den ihr willfährigen Jünger Merkurs hernieder. — Doch sieh! — Wer hüpfet denn dort so reizend hin und

wieder? Wahrhaftig, es ist unsere Nachbarin, die kleine gantière, deren lieblichen Rosenmund ein ewig heiteres Zauberlächeln umspielt, — und der es ihr angethan, ist ein stolzer Sohn Alt-Castiliens, der den Schmerz über sein blutendes Vaterland in den Strudel einer Quadrille und in das verlangende Auge einer kleinen Handschuhmacherin zu versenken sucht, der den bisher mißverstandenen Worten des Horaz: dulce et decorum est pro patria mori, ihren wahren Sinn zurückzugeben bemüht ist, nämlich: es ist süß und angenehm, für das Vaterland, fern von ihm, seine Seele in Liebe auszuhauchen. Fahre so fort, edler Spanier und Du wirst Deinem Vaterlande ein großer Mann sein. Aber am Ende thun wir doch den hier zahlreich anwesenden Söhnen der südpyrenäischen Republik Unrecht; sie sind vielleicht nur ausgezogen, um Bundesgenossen für das zerrissene Vaterland zu werben, vielleicht wollen sie nur Propaganda machen für ein zu errichtendes Amazonenheer; — habeant sibi. Wir aber unsererseits wandern weiter in die Mittelreihe hinein, denn der Tanz beginnt von neuem. Mit souveräner Verachtung schreiten wir an der sich hier breitmachenden Halbwelt vorüber, die ihre, wenn auch eleganten, doch lasciven Bewegungen mit sehr unfeinerhafter Stimme begleiten. Pas bégueule, mais forte engueulé, sagen wir mit einem geflügelten Bühnenwort und ziehen uns in die dritte Tanzreihe hinüber.

Regardez, qu'il a l'air sérieux, wendet sich ein Jünger Aeskulaps an seinen Nachbar, indem er auf einen Studenten mit blondem Haupt- und Barthaar zeigt, dessen unverkennbare teutonische Züge ihn als biederen Schweizer erkennen lassen, von der helvetischen Republik gleich vielen seiner Genossen entsendet, um den Stätten der schweizerischen Berge und Thäler eine pariser Anfrischung zu Theil werden zu lassen. Mais il s'amuse tout de même, erwidert indessen der Andere. Allerdings er amüsiert sich, aber wie wir sehen, im Schweiße seines Angesichts, denn vergeblich ist er bemüht, bei seinem „tüdest“ veranlagten Körperbau die leichten gliederverrenkenden Bewegungen und Sprünge seiner gallischen Kollegen nachzuahmen, und immer bringt er nur ungeschickte und lächerliche Leistungen zu Tage. Merkwürdig, welche besondere Vorliebe alle Abkömmlinge germanischer Rasse für eine nachahmende Thätigkeit bezeigen, und doch haben sie sich gerade auf diesem Gebiete nur zu oft leider recht lächerlich gemacht. „Eines schickt sich nicht für alle“, biederer Schweizer, und hättest Du zuvor dieses Wort von Goethe gelesen, so würdest Du in dieser Nacht vielleicht nicht an Gelenkrheumatismus leiden. Und wir dürfen noch im Allgemeinen sagen, daß das, was wir bei einer Tochter Eva's grazios und anmuthig finden, beim Manne meist widerwärtig und weibisch wird; so wollen uns wenigstens die stieberhaft gliederverrenkenden Bein-, Arm- und Kopfbewegungen der sich vor uns produzierenden Jünger der Wissenschaft, der Gewerbe und des Welthandels erscheinen.

Lassen wir nun unsern Blick von dem tanzenden auf das zuschauende Publikum hinüberstreifen. Im Ganzen genommen setzen sich beide aus denselben Elementen zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß das letztere noch durch ein bedeutendes Kontingent von Neugierigen und Vergnügungslustigen aller Stände des In- und Auslandes verstärkt wird. Doch nehmen wir auf der sich um den Saal herumziehenden, erhöhten Balustrade Platz, um mit Ruhe die an uns vorüberwallenden Neugierigen überschauen und beobachten zu können. Das Schicksal führt uns neben einen mit den obligaten Bart-Coteletten bekleideten Sohn Albion's, dessen junge Gemahlin, eine angenehme britische Schönheit, soeben die bittenden Worte an ihn richtet: *Let us go home, dear William*, worauf John Bull, den Rest seines amerikanischen Brogs ins Jenseits stürzend, sich erhebt und „all right“ murmelnd, mit seiner blondlockigen Blume des Inselreichs von dannen zieht. Dem englischen Paar eben ausweichend, tritt ein anderes in Scene: ein alter Sünder, der, mit dem Trauerflor am Hut, an der Seite einer verlockenden Anastia den Tod seiner verbliebenen Ehehälfte zu beklagen scheint; dahinter folgt ein ehrbarer Bürger mit seiner heiter dreinschauenden Gattin, dann ein unerfahrener Provinziale, der staunende Blicke umherwirft; weiter ein Student mit seiner étudiante, eine Grisette darauf, die sich leise an einen stürmisch ausschauenden jungen Republikaner schmiegt; — und so geht's in buntem Gemisch fort. Soeben wirft eine kleine „Bürgerliche“ ihren Mantel über die Balustrade, er fällt, und wir fangen ihn auf; mit verbindlichem Lächeln dankend, springt die Schöne mit einem hageren langhaarigen Jünglinge, vermuthlich einem Schüler des Plato, in den rauschenden Wirbel der Tänzer; der Vater folgt als Schuhschwarz, feinere Toiletten tauchen inzwischen am Horizonte auf: junge Männer aus vornehmer Familie, mit ihren „Illegitimen“ am Arme, beehren die Closerie des Lilas; — ach, und wie sie selbstbewußt in ihren geschmackvollen Toiletten graziös einherschreiten, diese improvisirten Gattinen, wie sie mit souveräner Ueberlegenheit auf die *diei* oder doch *deae minorum gentium* herabschauen, diese leichtfertigen Schönen. Wir würden geneigt sein, sie ganz reizend zu finden, wenn ihnen nicht der wahre und zugleich undefinirbare Hauch einer legitimen Gattin fehlte. — Doch halt! . . . Legitim — illegitim! — Bei diesen Worten fährt uns plötzlich ein tiefer, unermesslich tiefer politischer Gedanke durch den Kopf. — Wir greifen konvulsivisch nach der Brieftasche, um ihn sogleich der Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen — doch weh, — wir suchen vergeblich; „his! his!“ schallt es von allen Legitimen und Illegitimen nach einem wirbelnden Walzer; — „assez! assez!“ rufen wir und stürzen, mit einem Stadtfergeanten Karamboltrend, zur Thür hinaus. — Aber die Brieftasche bringt uns keiner wieder. —

Gustav Krause.